

Henningsen, Jürgen

## Vielleicht bin ich heute noch ein Nazi

*Zeitschrift für Pädagogik 28 (1982) 3, S. 341-354*



Quellenangabe/ Reference:

Henningsen, Jürgen: Vielleicht bin ich heute noch ein Nazi - In: Zeitschrift für Pädagogik 28 (1982) 3, S. 341-354 - URN: urn:nbn:de:0111-pedocs-142089 - DOI: 10.25656/01:14208

<https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0111-pedocs-142089>

<https://doi.org/10.25656/01:14208>

in Kooperation mit / in cooperation with:

# BELTZ JUVENTA

<http://www.juventa.de>

### Nutzungsbedingungen

Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Die Nutzung stellt keine Übertragung des Eigentumsrechts an diesem Dokument dar und gilt vorbehaltlich der folgenden Einschränkungen: Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

### Terms of use

We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document.

This document is solely intended for your personal, non-commercial use. Use of this document does not include any transfer of property rights and it is conditional to the following limitations: All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

### Kontakt / Contact:

peDOCS  
DIPF | Leibniz-Institut für Bildungsforschung und Bildungsinformation  
Informationszentrum (IZ) Bildung  
E-Mail: [pedocs@dipf.de](mailto:pedocs@dipf.de)  
Internet: [www.pedocs.de](http://www.pedocs.de)

Digitalisiert

# Zeitschrift für Pädagogik

Jahrgang 28 – Heft 3 – Juni 1982

## I. Essay

JÜRGEN HENNINGSSEN      Vielleicht bin ich heute noch ein Nazi 341

## II. Thema: Lehr-Lern-Forschung

PETER MARTIN ROEDER      Einleitung zum Themenschwerpunkt „Lehr-Lern-Forschung“ 355

URSULA VIET/  
VEIT GEORG SCHMIDT/  
NORBERT SOMMER/  
ULRICH GROMMELT      Veränderungen des kognitiven Entwicklungsstandes von Schülern der Orientierungsstufe im Mathematikunterricht. Bericht über ein fachdidaktisches Projekt 365

LUDWIG KÖTTER/  
ARNO AUFFENFELD/  
KARL LUDWIG JÜNGST/  
DOROTHEA KLEIN/  
HELMUT M. NIEGEMANN/  
HELMUT STRUCHHOLZ      Zum Lehren und Lernen geometrischer Begriffe: Deskription und Optimierung 381

GUNTHER EIGLER/  
GERD MACKE/  
PETER NENNIGER      Mehrdimensionale Zielerreichung in Lehr-Lern-Prozessen 397

HERMANN RÜPPELL/  
PHILIPP S. SCHRANKEL/  
ANNEGRET GARBERT/  
JÖRG HUBER/  
ECKHARD KLIEME      Die Lehre komplexen Denkverhaltens 425

## III. Bericht

JÜRGEN OELKERS      Die analytische Erziehungsphilosophie: Eine Erfolgsgeschichte. Wissenschaftshistorische Anmerkungen zur Entwicklung der angelsächsischen Erziehungsphilosophie seit 1950 441

## IV. Besprechungen

- CARL CHR. LINGELBACH      Albrecht Elsässer: Die Integration von Allgemeinbildung und Berufsbildung im Sekundarbereich II 465
- JOSEF DERBOLAV              Fritz Peter Hager: Plato Paedagogus 471
- WILFRIED LIPPITZ             Martinus J. Langeveld/Helmut Danner: Methodologie und „Sinn“-Orientierung in der Pädagogik 474
- HELMUT KITTEL                Karl Seidelmann: Die Pfadfinder in der deutschen Jugendgeschichte. Teil 2, 1 478
- HEINZ GÜNTER HOLTAPPELS    Wiebke Ammann/Helge Peters: Stigma Dummheit 481

## V. Dokumentation

Dissertationen und Habilitationsschriften in Pädagogik 1981 483

Pädagogische Neuerscheinungen 503

# Zeitschrift für Pädagogik

Beltz Verlag Weinheim und Basel

*Anschriften der Redaktion:* Prof. Dr. Dietrich Benner, Goethestr. 17, 4401 Altenberge;  
Prof. Dr. Herwig Blankertz, Potstiege 48, 4400 Münster.

Manuskripte in doppelter Ausfertigung an die Schriftleitung erbeten. Hinweise zur äußeren Form der Manuskripte finden sich am Schluß von Heft 1/1981, S. 165f., und können bei der Schriftleitung angefordert werden. Besprechungsexemplare bitte an die Anschriften der Redaktion senden. Die „Zeitschrift für Pädagogik“ erscheint zweimonatlich (zusätzlich jährlich 1 Beiheft) im Verlag Julius Beltz GmbH & Co. KG, Weinheim und Verlag Beltz & Co. Basel. Bibliographische Abkürzung: Z. f. Päd. Bezugsgebühren für das Jahresabonnement DM 84,- + DM 4,- Versandkosten. Lieferungen ins Ausland zuzüglich Mehrporto. Ermäßigter Preis für Studenten DM 65,- + DM 4,- Versandkosten. Preis des Einzelheftes DM 18,-, bei Bezug durch den Verlag zuzüglich Versandkosten. Zahlungen bitte erst nach Erhalt der Rechnung. Das Beiheft wird außerhalb des Abonnements zu einem ermäßigten Preis für die Abonnenten geliefert. Die Lieferung erfolgt als Drucksache und nicht im Rahmen des Postzeitungsdienstes. Abbestellungen spätestens 8 Wochen vor Ablauf eines Abonnements. Gesamtherstellung: Beltz Offsetdruck, 6944 Hemsbach über Weinheim. Anzeigenverwaltung: Heidi Steinhaus, Ludwigstraße 4, 6940 Weinheim. Bestellungen nehmen die Buchhandlungen und der Beltz Verlag entgegen: Verlag Julius Beltz GmbH & Co. KG, Am Hauptbahnhof 10, 6940 Weinheim; für die Schweiz und das gesamte Ausland: Verlag Beltz & Co. Basel, Postfach 2346, CH-4002 Basel.

Die in der Zeitschrift veröffentlichten Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung in fremde Sprachen, bleiben vorbehalten. Kein Teil dieser Zeitschrift darf ohne schriftliche Genehmigung des Verlages in irgendeiner Form – durch Fotokopie, Mikrofilm oder andere Verfahren – reproduziert oder in eine von Maschinen, insbesondere von Datenverarbeitungsanlagen, verwendbare Sprache übertragen werden.

Auch die Rechte der Wiedergabe durch Vortrag, Funk- und Fernsehsendung, im Magnettonverfahren oder ähnlichem Wege bleiben vorbehalten.

Fotokopien für den persönlichen und sonstigen eigenen Gebrauch dürfen nur von einzelnen Beiträgen oder Teilen daraus als Einzelkopien hergestellt werden. Jede im Bereich eines gewerblichen Unternehmens hergestellte oder benutzte Kopie dient gewerblichen Zwecken gem. § 54 (2) UrhG und verpflichtet zur Gebührenzahlung an die VG WORT, Abteilung Wissenschaft, Goethestraße 49, 8000 München 2, von der die einzelnen Zahlungsmodalitäten zu erfragen sind.

JÜRGEN HENNINGSEN:

## Vielleicht bin ich heute noch ein Nazi<sup>1</sup>

Spreche ich mit Studenten über den Nationalsozialismus, stoße ich immer wieder auf dasselbe Denkmuster. Gerade Leute, die sich links definieren und deren frustrierende Erfahrungen mit „Staat“ erst aus der Zeit der sozialliberalen Koalition datieren, glauben an dieses Denkmuster. Das sieht etwa so aus: Da gab es das Großkapital, das bezahlte den Schreiber Hitler und seine Verbrecherclique; diesen Nazis gelang es mit Unterstützung der deutschen Kleinbürger, die Masse der lohnabhängigen Arbeiterklasse, deren Führer im KZ beseitigt wurden, zu beherrschen; der riesige Überwachungs- und Repressionsapparat des Naziregimes beweist, welche Gewalt der Staat aufbieten mußte, um den Widerstand der Bevölkerung zu brechen. Da steht dann die deutsche Arbeiterklasse, führerlos gemacht, mit geballter Faust in der Tasche, und dazu pusten ein paar Kleinbürger in die Fanfare. Und das Großkapital kassiert.

Dies Bild ist falsch. Und zwar nicht wegen des argumentationshalber geliebten Großkapitals, dessen Funktion noch am besten in diesem Denkmuster getroffen wird. Aber sonst stimmt so ungefähr nichts.

Was in Wahrheit stimmt, worin also dies Denkmuster falsch ist, ist schwer überzeugend zu erklären. In neonazistischer Erbauungsliteratur steht es nicht, aber in den Vergangenheitsbewältigungsapologien steht es auch nicht. Am besten treffen noch, meine ich, autobiographische Aussagen<sup>2</sup> – vorausgesetzt, man ist bereit, sich auf sie einzulassen. Das ist nicht immer ganz einfach.

Ich möchte hier ein paar Szenen aus meiner Kindheit erzählen, aus der Zeit zwischen meinem achten und meinem dreizehnten Lebensjahr. Es sind solche dabei, über die in der Familie ständig gesprochen wurde, und ganz nebensächliche, nie erwähnte. Mein noch am besten funktionierender Körperteil ist das Gedächtnis. Aber was ich dort finde, paßt überhaupt nicht zu den Denkmustern, die heute beifallsträchtig sind. Zwecks Gegenkontrolle und Objektivierung verweise ich gelegentlich auf andere autobiographische Texte, in denen von nationalsozialistischen Kindheiten erzählt wird.

Ich möchte dabei die erziehungswissenschaftliche Frage mitlaufen lassen, wo denn nun diese NS-Sozialisation geblieben ist, als was sie sich heute darstellt. Wie alle meine Altersgenossen in Deutschland habe ich damals etwas gelernt. Diese alten Erfahrungen sitzen tief. Ich glaube nicht, daß diese NS-Sozialisation einfach völlig verdampft ist – weder bei mir noch bei meinen Altersgenossen. Wenn man ihre Spuren sucht, darf man allerdings nicht nach dem suchen, was heute wieder nach Hakenkreuz oder „Heil Hitler“ aussieht.

---

1 Überarbeitete Fassung eines Vortrags vom 19.3. 1981 in Braunschweig. Zu Methode und Thematik vgl. J. HENNINGSEN 1981, S. 127 sowie J. HENNINGSEN 1963, S. 37, Anm. 5. – Viele Literaturhinweise für diese Überarbeitung verdanke ich N. NEUMANN.

2 Vgl. die Literaturliste am Ende dieses Beitrags. – Zur Form vgl. R. SCHENDA 1981.

Die Neubegeisterten von heute sind eine Sekte; an ihrer Phantastik ist nicht zu erkennen, was vor vierzig Jahren Realität war. Die neuen Nazis hängen mit den alten nur auf komplizierten Umwegen zusammen. Solange wir beides mit demselben Namen belegen, können wir die Folgen der NS-Sozialisation so schwer erkennen. Aber genau deshalb kann ich mir ja auch den traurigen Gag erlauben, daß ich immer noch ein Nazi bin. „Nazi“ meint nicht das, was heute unter dieser Bezeichnung segelt. Was es meint, werde ich abschließend knapp auf einen Begriff zu bringen versuchen.

1. Ich beginne mit einer Schlüsselszene, die recherchierbar ist; die Daten stehen sämtlich in den Akten des Landgerichts Rendsburg.

Im Frühjahr 1945, das Dritte Reich strömte bereits rückwärts zur Verteidigung des Abendlandes von Flensburg aus, arbeitete ich, damals 11 Jahre alt, wie üblich im Garten. Wir wohnten im Schulhaus in Bredenbek/Kreis Rendsburg, mein Vater, Volksschulrektor, war von Kiel, wo ein geordneter Schulbetrieb nicht mehr stattfand, als Hauptlehrer nach Bredenbek versetzt worden; ich genoß die normale Fahrschüler-Verwahrlosung.

Mein jüngerer Bruder kommt plötzlich zu mir in den Garten gerannt. „Sie wollen Mutter erschießen!“ Wir sofort zum Haus, hinein durch den Kellereingang, die Treppe hoch in die Küche. Gegenüber im Wohnzimmer steht die Tür zum Flur offen, das ganze Zimmer ist gedrängt voll von Waffen-SS. Alles schreit und läuft durcheinander; was ich erzähle, ist mit Sicherheit durch spätere Erzählungen geordnet, obwohl mein Bruder und ich, nur wenige Meter vom Geschehen entfernt in der Küche versteckt, durch zwei offene Türen fast alles selbst sehen und hören. Natürlich haben wir Beklemmungen. Meine Eltern stehen an der Wand. Der Schlachter des Dorfs brüllt im Zimmer herum. „Diese Frau hat unserem Führer den Tod gewünscht!!“ Der Schlachter, ein Werwolf, hatte die SS-Leute auf der Straße angehalten und mitsamt ihrem Leutnant ins Schulhaus geholt, um schnell und unbürokratisch die Gerechtigkeit wiederherzustellen. Das Unbürokratische ist eine MP, die ein SS-Mann im Anschlag hält. Der Schlachter fuchtelt mit einer Pistole herum – später im Prozeß nach 1945 behauptet er, sie sei nicht geladen gewesen.

Vorangegangen war eine Szene im Schlachterladen. Eine Frau hatte gejammert: „Wenn doch nur unser Führer aus Berlin herauskommt!“ Meine Mutter hatte darauf mit ihrer üblichen Impertinenz geantwortet, daß, wenn jeder Soldat drinbleiben müsse, der Führer gefälligst auch drinbleiben solle. Daraufhin hatte es im Laden großes Geschrei gegeben; die allgemeine Angst, vermute ich heute, entlud sich als Wut gegen die Außenseiterin.

Ich lege an dieser Stelle einen kleinen Zwischenstopp ein. Schon hier läßt sich nämlich herauspräparieren, was zur Interpretation der NS-Zeit außerordentlich wichtig ist und heute hinter anderen Feststellungen weit zurücksteht oder ganz verschwiegen wird, übrigens gerade in linken Zirkeln. Die Aufgeladenheit der Alltagssituationen mit Ideologie ist einem heutigen Zeitgenossen völlig unvorstellbar, die Identifikation mit dem Staat war weitaus penetranter. Die Szene wäre heute und hier total unmöglich. Daß Kunden eines vollen Schlachterladens geschlossen die Bestrafung eines Volksfeindes verlangen und der Ladeninhaber dann umgehend einen Trupp Uniformierter mobilisiert – das könnte nicht einmal bei einem Topterroristen so ablaufen; alles geschähe leiser, abstrakter, indirekter, natürlich über Telephon, und der Denunziant wäre keinesfalls in persona dabei. Stelle ich mich heute irgendwo hin und wünsche Schmidt oder Genscher

den Tod, grinsen ein paar Passanten und halten das für Kabarett. Kommt der Bundespräsident in der Nummer vor, schreitet der Staat in Gestalt eines Polizisten nach § 90 StGB ein, aber aufregen wird sich kaum jemand. Von dieser ideologischen Aufgeladenheit werde ich noch einige Male berichten – ohne sie, behaupte ich, versteht man die NS-Zeit überhaupt nicht. Die links geläufige Figur, dies zu einem typischen Kleinbürgerglauben abzustempeln, führt zu falschen Einsichten.

Auch das Ende der Standrechts-Szene im Schulhaus ist heute nur zu verstehen, wenn man historisch denkt. Meine Eltern erzählten später oft, daß sie sicher damit rechneten, erschossen zu werden. Ich muß jetzt den entscheidenden Satz meines Vaters wiedergeben, ich habe ihn häufig erzählt, aber trotz des Abstands von 36 Jahren habe ich wie beim Wiedersehen mit einer sentimentalen Kinostelle ständig dieselben emotionalen Schwierigkeiten. Dieser Satz meines Vaters war: „Herr Leutnant, ich bin Hauptmann der Deutschen Wehrmacht und trage als Frontoffizier des 1. Weltkriegs dieselbe Auszeichnung wie unser Führer Adolf Hitler.“

Der Leutnant wurde unsicher, die Truppe zog ab, der Schlachter brüllte noch ein bißchen im Zimmer herum und zog dann auch ab.

Heute weiß ich, wie haargenau dieser Satz meines Vaters ins Drehbuch paßte. Jeder Leutnant denkt hierarchisch; ein Hauptmann ist nun mal schwerer zu erschießen als ein Gefreiter. Aber der Hauptpunkt ist heute nur historisch rekonstruierbar. Jeder Mensch im Deutschen Reich wußte, daß der Führer nur einen einzigen Orden trug<sup>3</sup> und gerade damit angeben konnte, weil außerdem jeder wußte, daß das EK I im Ersten Weltkrieg eine relativ seltene Auszeichnung war, besonders natürlich für Mannschaftsdienstgrade. Die Episode ist aufschlußreich, weil sie so stark von ideologischen Momenten angefüllt ist: die Szene würde gut in einen mittelalterlichen Glaubensprozeß passen – natürlich in einen, in dem alle Beteiligten wirklich an Gott und Teufel glauben und nicht etwa bloß so tun. Verkürzt auf den Begriff gebracht, hieße das: der Nationalsozialismus war eine Religion. Ich weiß, daß gerade die Genossen der linken Szene das überhaupt nicht hören können. Ich komme darauf zurück.

Aber erst einmal zurück zu dem 11jährigen kleinen Jungen, der hinter der halboffenen Küchentür stand. Was da passierte, war schrecklich beklemmend, aber keineswegs empörend. Ich war zutiefst davon überzeugt, daß meine Mutter den Tod verdient hatte – zwar nicht so, aber irgendwie. Ich hatte sie schon längst anzeigen wollen; ich wußte nur nicht, wie man so etwas macht. Meine Eltern hatten im Keller unter einer Werkbank ein Radio versteckt und es mit einer Fahne abgedeckt. Meine Eltern hörten häufig abends den Londoner Rundfunk, ohne zu wissen, daß ihre Kinder im Dunkeln vor der Tür standen und mithörten – das Pausenzeichen des Londoner Rundfunks saß mir noch lange in den Knochen. Daß das die Sünde wider den Heiligen Geist war, wußte ich durchaus, und ich hatte sogar wiederholt meiner Mutter gedroht, daß sie ins KZ gehöre<sup>4</sup>.

3 Als Wachsfigur bei MME. TUSSAUD's bestätigt HITLER in dieser Aufmachung noch heute die Erwartungen der Touristenmillionen.

4 Daß ein obrigkeitsgläubiges Kind seine antinazistischen Eltern anzeigt, ist sicher häufiger vorgekommen. Eine Sammlung solcher Fälle à la GEORGE ORWELLS 1984 gibt es m. W. noch nicht. Dazu hier drei Hinweise: v. D. GRÜN (Lit.-Liste) S. 65; *Deutschland-Berichte der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands* (Jg. 1936), S. 209; S. 211. Vgl. dagegen J. BECK u. a. 1980, S. 291.

2. Zu diesem Stichwort „KZ“ möchte ich einiges erzählen. Ich muß dabei einen Lieblingsmythus der Deutschen antasten – nämlich den, man habe nichts gewußt. Hier ist eine weitere Stelle, an der das Gedächtnis des kleinen Jungen in Kontrast steht zu dem, was heute gängige Meinung ist.

Wir wohnen in Kiel-Hassee in der Hasseer Straße. Man schreibt 1942 oder 1943, ich bin ungefähr 9 Jahre. Jeden Abend kommt eine Kolonne durch unsere Straße. Sie kommen von Andersen-Leichtbau, einem Werk, in dem Jagdflugzeuge montiert werden, und marschieren ins Lager am Speckenbekerweg. Die uniformierte Begleitung ist bewaffnet. Hinten wird ein Karren gezogen. Gelegentlich liegt da einer unter einer Plane. Totgeschlagen oder erschossen. Im Lager, einem der in den letzten Kriegsjahren gebauten sogenannten „kleinen KZs“, sollen bei den Appellen auch schon Leute totgeprügelt worden sein. Ein Anwohner der Hasseer Straße namens Böhme, von Beruf Polizist, war abkommandiert worden in dies KZ und hatte Magenkrämpfe simuliert, um dort wieder wegzukommen – er habe, hieß es, das ständige Geprügel und Gebrüll nicht aushalten können.

Kam abends der Zug durch die Hasseer Straße, wurde diese ganz plötzlich menschenleer. Niemand ließ sich sehen. Auch mein Bruder und ich wurden nach drinnen beordert; ich stand dann im Wohnzimmer und linste durch eine Gardine – ich habe den Zug viele Male abends durch die Straße kommen sehen. Einige Anwohner legten Kohlabfälle auf oder unter die Vorgartenhecken. Die Wachen sahen weg, die KZ-Leute nahmen die Abfälle mit sich<sup>5</sup>.

Viele Jahre später, ich vermute 1948 oder 1949, stieß man zufällig auf ein Massengrab. Es gab große Aufregung in einer Kieler Ratsversammlung und in der Zeitung – natürlich wußte schon niemand nichts mehr. Das Problem wurde aus der Welt geschafft auf die klassische Weise, in der in der Bundesrepublik Probleme gelöst werden. Jemand stellte fest, daß das Lager am Speckenbekerweg zum Kreis Rendsburg gehört habe und Kiel gar nicht zuständig sei.

Das Lager selbst verschwand 1945 auch nicht über Nacht, das war ja ein höchst konkreter, wenn auch versteckter großer Platz mit höchst konkreten Baracken und einer höchst konkreten hohen Stacheldrahtumzäunung. Das war 1945 erst ein Ausländerlager, Deplacé Persons, danach ein Flüchtlingslager. Heute – auch das nichts Merkwürdiges in unserem Staat – gehört das Gelände einer Versicherung.

Schon damals bei der Zeitungsaufregung über die ausgegrabenen Knochen wußte kein Mensch mehr, was der kleine Junge noch ganz genau wußte. Ich versuche dazu eine Erklärung. Unmittelbar nach 1945 wurde „KZ“ als Name identifiziert mit Auschwitz und anderen Vernichtungslagern: Majdanek, Belzec, Sobibor, Treblinka usw. Daß davon große Teile der Bevölkerung nichts gewußt hatten, halte ich für wahrscheinlich. In unserer Familie wurde allerdings von Judenvergasungen schon lange vor 1945 erzählt; das geschehe, hieß es, auf Transporten in plombierten Güterwagen.

<sup>5</sup> Für diese – von heute aus fast unbegreifliche – Ambivalenz in den Emotionen ebenso wie in den Verhaltensweisen ein brillantes Beispiel bei DOBLER (Lit.-Liste) S. 297–299. Vgl. auch MASCHMANN (Lit.-Liste) S. 86f.

Auschwitz war weithin unbekannt. Aber daß es „KZs“ gab und daß das eine besonders scharfe Form der Bestrafung war, Prügel, schlechtes Essen, harte Arbeit und Schikanen, das war nicht unbekannt. Bemerkungen wie „Du gehörst ins KZ“ oder „Ich bringe Sie ins KZ“ gab es sicher in vielen Familien und Betrieben. Ausschließlich wegen der propagandistischen Wirkung war vom Staat selbst die Abkürzung „KL“ der Anfangszeit verändert worden zu „KZ“: eine für deutsche Abkürzungssitten ganz unübliche Form, die aber besser, weil schärfer klang<sup>6</sup>. „KZ“, das *sollte* eine Drohung sein und es war auch eine.

Die hier objektivierungshalber bereitgehaltene Literatur bietet kein ganz einheitliches Bild; gerade deshalb wäre es eine lohnende Arbeit, verschiedene Autobiographien daraufhin durchzusehen, ob und wie die „Konzentrationslager“ in ihnen vorkommen, und diesen Befund dann zu interpretieren<sup>7</sup>.

Als Randglosse zum Unbekanntheitsmythus füge ich noch an, daß ich anläßlich einer Arbeit über das Konversationslexikon die Jahressbände des Dietrich, der Bibliographie der Zeitschriftenliteratur, durchsah und dabei hinter den Zeitschriftenaufsätzen zum „Konversationslexikon“ die im Alphabet benachbarten Aufsätze zum „Konzentrationslager“ brav verzeichnet fand.

KZ: da wurden Leute hinter Stacheldraht verprügelt, manchmal mit tödlichem Ausgang, und das war zwar unerfreulich, aber bestimmt nicht empörend. Es gehörte zum Staat, und dieser Staat hatte mindestens soviel Resonanz oder Akzeptanz in der Bevölkerung wie unser heutiger.

3. Zu der ideologischen Aufgeladenheit jener Zeit noch eine ganz kleine Szene, mir unvergeßlich. Es ist der 20. Juli 1944. Die Meldung vom Attentat einer „kleinen Clique“ auf den Führer war gerade durch die Nachrichten gekommen. Ich war eben 11 Jahre alt, wir wohnen in Bredenbek, es ist sonniger Spätnachmittag. Die Witwe des früheren Lehrers TELL – sie wohnte über uns, wir hatten wenig Kontakt miteinander – kommt die Treppe in unseren Flur herunter, meine Eltern und ich stehen im Flur; sie bleibt auf halber Treppe stehen, ihre Hände zitterig am Geländer. Jeder in Deutschland wußte, daß jeder in Deutschland es wußte – eine ähnlich durchschlagende und betroffenenmachende Nachricht habe ich nur beim Mord an KENNEDY miterlebt. Die Witwe TELL sagt nichts als: „Das Geld, das Geld.“ Und das hieß, übersetzt für heute: Es ist unvorstellbar, daß ein Attentäter dem Führer nach dem Leben trachtet – es sei denn, die Feindmächte haben ihn mit viel Geld bestochen und bezahlt. Andere Gründe kann es nicht geben. „Politische Motive“ – was ist das?

Die alte Frau wußte ziemlich genau, daß meine Eltern keine überzeugten Nationalsozialisten waren – sie gehörte auch selbst nicht zu den Hundertfünfzigprozentigen. Trotzdem

6 Vgl. dazu SPRACHFORUM. 1956/57, S. 146f. und 1955/56, S. 173; zuerst vermutet bei EUGEN KOGON 1974, S. 54.

7 Die inzwischen fast vierzigjährige Streitfrage, wer wann was wie (nicht) gewußt habe, ließe sich empirisch-hermeneutisch leicht und ergiebig bearbeiten, wenn man nur die vorhandene autobiographische Literatur einmal daraufhin durchsähe. Hier nur einige Anfangshinweise für eine solche Arbeit: BRÜCKNER (Lit.-Liste) S. 149; v. d. GRÜN (Lit.-Liste) S. 65; S. 160; S. 198; S. 220; ZIEM (Lit.-Liste) S. 108. – Vgl. auch KOGON 1974, S. 400 sowie JOHANNES BECK u. a. 1980, S. 386f., S. 260, S. 278.

ging sie davon aus, daß diese Worte, ohne jeden weiteren verbalen Kontext gesagt, sofort verstanden würden. Vielleicht habe ich sie so lange behalten, weil ich Mühe beim Verstehen hatte: ich wußte noch nicht genug von der Schlechtigkeit der Welt, von diesem widerlichen „Geld“. Mit „Geld“ hat man als Deutscher nichts zu tun.

Sicher, das ist eine Einzelszene, für sich allein viel zu schwach, um allgemeine Aussagen zu tragen. Und es ist natürlich auch Indiz einer in vielen Hinsichten kleinbürgerlichen Ideologie.

Die Unbegreiflichkeit jenes Datums und seiner Ereignisse kommt häufig in den Autobiographien zum Ausdruck<sup>8</sup>. Was heute jedem Fernsehzuschauer geläufig ist – hier ein Staatsstreich, dort ein Staatsstreich –, war damals innerhalb Deutschlands kaum vorstellbar. Der Staat war der Staat, weit jenseits von Politik.

Und auch die heute so geläufige Unterscheidung zwischen Kleinbürgern und Arbeiterklasse greift nicht, wenn man sie auf das Deutschland vor 1945 anwenden will – und das ist auch der Grund, warum das Denkmuster von der fluchenden oder resignierenden Arbeiterklasse, die vom Regime ausgebeutet und unter Druck gehalten wurde, nicht greift. Dies geliebte Denkmuster stimmt, das gebe ich zu, für die damalige KPD und für die SPD, deren Funktionäre ja tatsächlich beseitigt wurden. Aber was die Genossen heute ständig vergessen: das waren Minoritäten. Die KPD hatte in den Jahren vor 1933 stark fluktuierende Mitgliederzahlen zwischen 133000 und 300000; die SPD hatte in den vier Jahren von 1929 bis 1932 im Schnitt etwa 1 Million Mitglieder (vgl. TORMIN 1967, S. 210 und 201). Auch wenn man diese Mitgliederzahlen aus dem Potential der „harten“ Wähler verdoppelt, kommen auf jeden Arbeiter, der die Faust in der Tasche ballt, mindestens 12 Deutsche, die Heilhitler schreien oder auf Heilhitler mit Heilhitler antworten.

Wenn meine Mutter auf der Straße Nachbarn mit „Guten Tag“ ärgerte, wurde mit „Heilhitler!“ zurückgefaucht.

Ich analysiere hier nicht die Partei und nicht die offizielle Doktrin. Darüber weiß jeder Bescheid. Ich meine den Nationalsozialismus als Religion der Mehrheit, als die maßgeschneiderte Lebensform der Deutschen. Das waren keine Arbeiter, sondern das waren Deutsche, die arbeiteten. Da heute unsere linken Fraktionen und Palaverclubs nicht akzeptieren, daß sich Menschen vom Bewußtsein her definieren und nicht von ihrer „objektiven“ Stellung im Produktionsprozeß, ist diese Überlegung natürlich unverkäuflich. Schade. Damit nimmt man sich einen Schlüssel, der viel aufschließen könnte.

4. Der größte Journalist der Weimarer Zeit, der Deutschland von innen und außen, von oben und unten, von links und rechts kannte, hat das damals sehr viel schärfer gesehen; ich kann hier nach einem halben Jahrhundert meine Szenen und Episoden auf sein Deutungsmuster ohne Komplikationen auffädeln. „Immer stärker bis zur Gewißheit ist in mir: *det sind sie*. Es ist nicht wahr, daß das arme Volk unterjocht ist, daß sie es nicht gewollt haben,

<sup>8</sup> Auch der „20. Juli“ wäre ein innerhalb der autobiographischen Literatur leicht isolierbarer Gegenstand für eine „historische Empirie“, die eine sich interpretierende Wirklichkeit interpretieren muß. Wie wurde das Vorkommnis zu Erfahrung? Einige Hinweise (sämtlich nach der Lit.-Liste): BORKOWSKI S. 118; S. 135; DÖBLER S. 274; FRANK S. 228; v. D. GRÜN S. 227; STOLZE S. 146.

es ist nicht wahr.“ „Das, was dort geschieht, ist im tiefsten deutsch.“ „Hitler ist Deutschland.“ Das schreibt 1933 und 1934 KURT TUCHOLSKY (1962, S. 279; S. 288; S. 275).

Natürlich wußte TUCHOLSKY ganz genau, wes Geistes Kind da jubelt: „Hier siegt der deutsche Drogist. Der Zigarrenhändler. Der pensionsberechtigte kleine Mann. Und das wird furchtbar“ (1978, S. 185). Geschrieben im Frühjahr 1935, ein dreiviertel Jahr vor dem Selbstmord.

TUCHOLSKY ist scharf links, aber nicht marxistisch. Deshalb braucht er nicht zu erklären, warum -zig Millionen sich so wohlfühlen in den Tapeten ihrer Kleinbürger. Die Marxisten haben bis heute nicht plausibel erklären können, wie „falsches“ Bewußtsein entsteht, warum also z. B. ein Arbeiter ein Kleinbürgerbewußtsein haben und sich darin wohlfühlen kann. Das erklären mir heute die Strukturalisten viel plausibler: Ein Bewußtsein ist dann akzeptabel, wenn es Zustoßendes sinnvoll macht, deutet, erklärt. Im Prinzip ist *jedes* Bewußtsein dazu in der Lage – genauso, wie ich in *jeder* Sprache Wünsche unterbringen und Dinge aufleuchten lassen könnte. Der Begriff „falsches Bewußtsein“ sagt nichts für den, der es hat. Das wäre so wie „falsche Sprache“. Das berühmte Beispiel, in dem Nationalsozialismus und Marxismus als symbolische Systeme für die Deutung der Situation vor 1933 parallel als geeignet nachskizziert werden, stammt von LUCIEN SEBAG (1970, S. 185 ff.).

5. Jener Staat hatte etwas geleistet, was unser Staat nicht leistet, ja ausdrücklich nicht leisten will: er hatte Sinn in rauen Mengen produziert und in den Alltag hineinvermitteln können. Das ist nun natürlich ein Punkt, an dem ich mit Sicherheit sagen kann, daß ich kein Nationalsozialist mehr sein kann. Ich bin nicht gläubig. Es ist ein ganz zentraler Punkt.

In der Autobiographie MELITA MASCHMANNs steht der Satz: „Wir konnten glauben, uns mit dem Stück Brot, das wir aßen, für unseren Kampf um Deutschlands Sieg zu stärken“ (1963, S. 197). Das versteht heute kein Mensch mehr, es sei denn historisch. Um diesen Satz – meines Erachtens eine glänzende Formulierung – interpretieren zu können, mache ich einen kleinen Umweg über die Lehre von den drei Perspektiven bei MAKARENKO. Erziehung ist im Kern „Perspektiven herausbilden“ – wir würden sagen: das Leben sinnvoll machen, Zukunft eröffnen, Sinn ermöglichen. „Perspektive“ muß nicht großartige Metapher sein; MAKARENKO geht von einem schlichten Sachverhalt aus: „Selbst das unnütze Menschlein, wenn es nicht einfach ein Stück Bergoberfläche mit Hügeln, Schluchten, Sümpfen und Erdhaufen vor sich hat, sondern eine sei es noch so bescheidene Perspektive – einen Pfad oder Weg mit Krümmungen, mit Stegen, Bäumen und Meilensteinen –, wird auch für sich selbst bestimmte Wegstrecken einteilen; es blickt froher in die Zukunft, und die ganze Natur erscheint ihm geordneter; hier ist links, dort rechts, hier ist es näher zum Wege, dort weiter“ (1959, S. 565; vgl. dazu L. ADOLPHS 1962, S. 139). Die einfachste Form der Perspektive, die erste Perspektive, die nächste, ist simpel die Freude auf morgen; ich erwarte ein gutes Mittagessen, einen Zirkusbesuch, Dienstschluß, etwas ganz Einfaches, und freue mich darauf. Solche Erfreulichkeiten brauchen die Pädagogen nicht erst umständlich zu erfinden. Sie geschehen, der Pädagoge muß sich nur dieser Dinge bedienen. Das ist die erste Perspektive, jeder nickt.

Nun die *dritte* Perspektive, und jetzt gibt es Streit. Aber erst von daher ist die zweite, mittlere Perspektive verstehbar. Die dritte Perspektive ist ein Fernziel. Und zwar meint MAKARENKO, daß letztlich alle Zukunftsziele, Programme, Perspektiven *kollektive* Perspektiven sein müssen. Gerade darin sah er die Überlegenheit des sowjetischen Staates gegenüber anderen Gesellschaften oder Staaten. Die dritte, weiteste Perspektive ist auf das Wohl der Gesellschaft gerichtet.

Solche Perspektiven dürfen schwer erreichbar sein, harte Forderungen auferlegen, viel verlangen, dann werden sie für heranwachsende Jungen und Mädchen auch verlockend sein. Der Gedanke, daß weite Perspektiven unerfüllbar sein oder scheitern könnten (und was das bewirkt), kommt bei MAKARENKO nicht vor.

Jetzt ein paar Zumutungen (für Linke und Rechte) – so knapp wie möglich. Der Nationalsozialismus bot genau das, was MAKARENKO eine weite Perspektive nennt. Volksgemeinschaft, Groß-Deutschland, Tausendjähriges Reich. Wenn nicht die meisten Leser heute bei diesen NS-Vokabeln schon Widerwillen empfinden, würde ich MAKARENKOS dritte und eigentliche Perspektive an genau diesen Vokabeln illustrieren können. Das ist die Fernperspektive – oder sagen wir mal: das war sie.

So etwas ähnliches gibt es heute aber auch, sogar in der Bundesrepublik Deutschland. Eine Atommeilerbekämpfung zugunsten grüner Wiesen, das ist eine Perspektive, schwer erreichbar, harte Forderungen auferlegend: das ist verlockend, und dafür steckt man auch Prügel mit dem Gummiknüppel ein. Man könnte den Gedanken sogar umdrehen und sagen: sag mir, wofür du dich verprügeln läßt, und ich sage dir, was deine Fernperspektive ist.

Solche Fernziele – ich habe sie hier absichtlich überhaupt nicht inhaltlich diskutiert und halte es auch für *unmöglich, das gemeindeübergreifend zu tun* – können und müssen mit den Nahzielen vermittelt werden, und damit sind wir bei der schwierigen mittleren Perspektive MAKARENKOS. Das Nahe ist nicht nur deshalb erfreulich, weil Trinken Durst löscht oder die Ernte eingefahren ist, sondern weil diese nahen Ziele Schritte sind auf einem langen Marsch zu einem fernen Ziel. Die mittlere Perspektive verschränkt das Hier-und-Heute mit dem ganz Fernen, und das ist eigentlich die schwierige Arbeit des Pädagogen. Daß diese Sinnvermittlung gelingt, ist lebenswichtig.

Wenn ich morgens aufstehe, weil der Wecker klingelt, ist das viel mühsamer, als wenn ich aufstehe, weil ich ja noch das Transparent für die nächste Demo fertigmachen will. Und genau dies, diese Verschränkung von Fernziel und Nahperspektive, dies Sinnvollwerden des Alltags, steckt in dem Satz MELITA MASCHMANNs: „Wir konnten glauben, uns mit dem Stück Brot, das wir aßen, für unseren Kampf um Deutschlands Sieg zu stärken.“

Nochmals betone ich als gebranntes Kind aus hundert Diskussionen, daß ich nichts sage, und zwar absichtlich, zur Rationalität oder Inhaltlichkeit von Fernzielen, Endperspektiven, Utopien, Hoffnungen, Glaubenssätzen. Trotzdem behaupte ich: Aus der Verschränkung einer weiten Perspektive, egal welcher, mit Alltäglich-Erfreulichem entspringt Sinn. Ob diese weite Perspektive das Reich Gottes ist oder das Tausendjährige Reich oder die klassenlose Gesellschaft, ist dabei egal. Pädagogik kann gelingen, wenn eine weite Perspektive da ist. Der Nationalsozialismus hatte eine von Staats wegen, und seine Pädagogen hatten es leicht.

Die Bundesrepublik hat eine solche „Fernperspektive von Staats wegen“ nicht; der Bundeskanzler hat sich viele Male ausdrücklich davon distanziert<sup>9</sup>. Allerdings ist Pädagogik *ohne* weite Perspektive viel schwieriger. Denn wenn der Staat sich zurückhält in der Sinnfrage, was er erfreulicherweise heute tut, ist es höchst unwahrscheinlich, daß irgendeine der anderen gesellschaftlich relevanten Kräfte einen („ihren“) Sinn durchdrücken kann. Sinn ist also eingegrenzt auf Enklaven, Gemeinden, Gettos. Die können auch heute noch problemlos erziehen, weil jeder weiß, wofür er sein Brot ißt.

Ich weiß es nicht – oder hätte doch größte Schwierigkeiten, etwas halbwegs Konsistentes zu formulieren. Der Glaube ist weg und durch kein Surrogat zu ersetzen. Jede mögliche Antwort auf die Sinnfrage ist „privat“. Das ist der Punkt, an dem ich mit Sicherheit kein Nazi mehr bin.

Aber das festzustellen ist simpel. Das haben viele von sich festgestellt. Jetzt zum Schwierigeren. Meine NS-Sozialisation ist keineswegs in einer großen Bekehrung umgeschmolzen worden. Was ist übriggeblieben und wie sieht es heute noch aus?

6. Wieder ein kleiner Umweg, ein neuer Anlauf. Lese ich unser Grundgesetz, stört mich ein Artikel ganz besonders. Die einen lesen darüber hinweg und die anderen haben ganz andere Sorgen mit dem Grundgesetz. Es ist Art. 1 Abs. 1 Satz 1: „Die Würde des Menschen ist unantastbar.“ Zwar weiß ich, daß das keine Feststellung sein soll, sondern ein Gebot ist. Aber so und so hat es einen verlogenen Klang. Ulrike Meinhofs Buchtitel *Die Würde des Menschen ist antastbar* kann ich leicht nachsprechen. „Würde des Menschen“, falls es das überhaupt gibt, ist selbstverständlich antastbar und wird ständig angetastet. Als kleiner Junge habe ich gesehen, gehört, erfahren, daß Juden Judensterne trugen und Russen slavische Untermenschen waren, daß alte Leute den Führer nicht kapierten und beim Jungvolk Flaschen zur Sau gemacht wurden, daß Kommunisten ins KZ gehörten und Deserteure und Defaitisten „einfach“ erschossen wurden.

Ich habe gar nichts gegen diese Leute und Gruppen. Mit russischen Kriegsgefangenen habe ich gemeinsam beim Bunkerbau geschippt, Kommunisten haben nach '45 meinen Vater (sie waren seine Schüler gewesen) ins Kultusministerium lanciert, Achteljude bin ich selbst. Das ist gar nicht das Problem. Das Problem ist, daß niemand leben kann, wenn es andere nicht wollen, nicht genehmigen, nicht zulassen. Das „Recht“ nützt dem Einzelnen überhaupt nichts, wenn er die Grenzen des ihm Zugestandenen überschreitet – freiwillig oder unfreiwillig, das macht nichts aus. Der Rassenquatsch des Nationalsozialismus hat mit Rassen überhaupt nichts zu tun. „Wer Jude ist, bestimme ich“, sagte GÖRING – und das ist ein Volltreffer. Es bezeichnet den Sachverhalt. Faschist ist nicht, wer an „Rassen“ glaubt. Faschist ist, wer seine Herrschaft und ihren Kitt, den Gemeindeglauben, dadurch stabilisiert, daß er andere opfert, umbringt, liquidiert. Tötet sie! Dann wissen wir, wer wir sind, und halten zusammen ohne die störende Komplexität. Irgendeine Außenseitergruppe für die ständig erforderliche „Endlösung“ läßt sich immer finden oder produzieren. *Wer hinausdefiniert wird, ist draußen*. Unsere Gesellschaft erträgt weit mehr Komplexität als die damalige. Daß ich trotzdem diesen Mechanismus hineinsehe in

<sup>9</sup> Vgl. z.B. *Frankfurter Rundschau* 1981/Nr. 76 (31. 3. '81). S. 10 („Illusionistische Politik kann sehr wohl unmoralisch sein ...“) oder *ebd.* Nr. 78 (2.4. '81). S. 15 („Beide Kirchen sind mit der Demokratie nicht fertig geworden“). – Vgl. auch *BULLETIN* 1981/Nr. 27, S. 225–232.

gesellschaftliche Vorgänge heute, ist sicher ein Ergebnis meiner nationalsozialistischen Lerngeschichte.

Man kann das auch anders sagen. Was ich mit einer Intensität gelernt habe wie wenig anderes, ist, daß Menschenleben wenig wert ist. Ich weiche dieser Formulierung meist aus, weil fast automatisch geengefragt wird, was denn wertvoller sei; der Frager lauert, ob da wohl die Rasse oder das Reich oder der Führer oder das Volk oder der Endsieg oder auch Glaube/Liebe/Hoffnung oder das ewige Leben oder was sonst komme. Da kommt gar nichts, und das ist natürlich logisch nicht ganz befriedigend.

Aber dies Motiv von der Wertlosigkeit menschlichen Lebens hatte mehr Seiten als die, die heute jeder sofort versteht. Daß ständig irgendwo irgendwelche Gruppen hinausdefiniert werden und dann draußen sind, das flimmert fast allabendlich über den Bildschirm. Deutlich und brutal gesagt, heißt das, daß irgendwo auf dem Globus ständig Menschen Menschen foltern und umbringen. Natürlich immer im Namen irgendeiner guten Sache – Gründe interessieren mich nicht (bei der Feststellung, daß, wer hinausdefiniert wird, draußen ist).

Die Wertlosigkeit menschlichen Lebens hat aber noch einen anderen Aspekt, und der ist heute *nicht* sofort verstehbar – im Gegenteil, den halten Leute von zwanzig oder dreißig oder vierzig Jahren für pure Legende. Das ist die Legende vom Heldentod, vom Sterben als heroischem Wunsch, vom „Opfer“. Wofür, diskutiere ich absichtlich nicht, Gründe interessieren mich nicht – die Feststellung selbst, daß Menschen das Einzige, was sie nie wieder kriegen können, freiwillig oder halbfreiwillig hergeben wollten, das ist aufregend genug.

Da es niemand außer den selbst Betroffenen glauben will, nützen natürlich einige Anekdoten oder Zeugenaussagen nichts. Die autobiographische Literatur ist voll von Belegen gerade hierfür.

Ich greife angesichts solcher Zeugnisse *nicht* auf psychoanalytische Theorien zurück, sondern erkläre mit einem simplen lerngeschichtlichen Ansatz und behaupte, daß man Todesbereitschaft im Prinzip genauso lernen kann wie Rollerfahren; unser System allerdings hat den Tod gut versteckt und unter Lernverbot gestellt, weil er sehr konsumunfreundlich ist. Für den NS-Staat war der Tod ein bevorzugter Lerninhalt – und zwar nicht nur der Tod der anderen, sondern auch der eigene.

Wo ist das geblieben? Ein Lerninhalt, der nicht mehr funktional ist, wird im neuen System lächerlich. Don Quichotte hatte gelernt, was jetzt nicht mehr paßte. Diese Schwierigkeit begleitet den Historiker immer: er muß übersetzen. Das Detail verliert seinen Stellenwert, wenn es einfach von einem Schaufenster ins andere gelegt wird.

Ich versuche also jetzt wiederzufinden, wo diese gelernte Geringschätzung von Leben geblieben ist. Ich gebe drei Beispiele, die sind allerdings komisch oder krumm.

Das erste gehört ins Jahr 1945. Ich war elf Jahre alt. Zwar hatte ich nie an den Endsieg geglaubt, dafür sorgte meine Mutter schon, aber an die Wunderwaffen, die überall durch die Autobiographien jener Jahre spuken, habe ich auch geglaubt. Der Widerspruch ist mir nie deutlich geworden. Von heute aus gesehen, finde ich erstaunlich, daß bei all den Bombenangriffen und Tieffliegerangriffen der kleine Junge nie Angst hatte. Je mulmiger

es wurde, desto wichtiger kam ich mir vor – als unser Haus ausbrannte, war das geradezu ein ideologischer Orgasmus. Anfang Mai 1945 war es also aus: die ersten Panzer kamen. Ich rechnete mit absoluter Sicherheit damit, daß jetzt alle deutschen Männer erschossen oder kastriert würden. Ich auch. Ich war, mit Hegel gesagt, traurig, aber nicht verdrießlich: so ist das nun mal. Das ist Macht. So handeln die mit Macht gegen die ohne Macht, das ist völlig rational.

Das zweite Beispiel ist noch krummer, das kapiert, fürchte ich, nur noch ein Nazi. Inzwischen ist der kleine Junge doppelt so alt, man schreibt 1955/56. Die erste ganz große Liebe war kaputt (jedenfalls für 3 Jahre), die ersten inzwischen verklärten Erfahrungen als Lehrer hatte ich gemacht, ich saß an einer Doktorarbeit. Langsam stellte sich heraus: Ich muß eine Brille tragen. Brillenträger sind Krüppel. Minderwertiges Material. Alles Kranke, Kaputte, Verkrüppelte, Unsportliche gehört auf den Müll – das saß ganz tief in mir drin. „Was krank ist, das soll man auch noch stoßen“, hieß es im geliebten Zarathustra. Solche Nulpen werden fertiggemacht. Die kriegen nie ein Mädchen. Die sind von der Macht hinausdefiniert worden und sind jetzt draußen. So trostreich konnte ich es selbstverständlich damals nicht formulieren, da ist jetzt das Wissen des Zuschauers eingegangen.

Solche Denkweise vom „minderwertigen Material“ ist echt nationalsozialistisch. Sie zu überwinden, ist gerade dann schwierig, wenn man dazugehört. (Ein reicher Mann kann sagen und glauben, daß es auf Geld nicht ankommt, aber für einen armen ist das schwierig.) Inzwischen habe ich so viele Pillen gefressen und mir so viele Spritzen gesetzt, daß ich mich mit meiner Krüppelhaftigkeit arrangiert habe. Aber der Anfang war hart.

7. Drittes und letztes Beispiel, Stichwort „Alter“. Wieder ein krummer Einstieg. Seit vielen Jahren schreibe ich Kabarett-Nummern. Ein Thema, das fast immer gelingt, ist das Alter. Rentner-Nummern habe ich massenweise geschrieben, immer nach demselben Strickmuster. Prohehalber ein Stück Refrain, sechzehn Jahre alt, zu einer der schönsten Melodien der Niveauhilisten:

„Letzte Witze, letztes Wort;  
dann die Spritze: wirkt sofort.  
Letzte Phrasen, dann vergasen.  
Ein Sarg an der Sonne.“

Das Publikum lacht sich scheckig (so nach TUCHOLSKY 1975, S. 56). Das Publikum versteht das ironisch. Nur deshalb sind ja solche Nummern möglich. Aber ob dem Texter der Text hundertprozentig ironisch erschien und erscheint, das weiß ich nicht. Aber wenn er nicht ironisch ist, dann ist der Text waschecht nationalsozialistisch.

Manchmal wundert mich, daß sich nicht eine Gruppe unserer Gesellschaft, sagen wir die 15–35jährigen, organisiert und den ganzen alten Schrott einfach beseitigt, liquidiert, zumindest aber kaltstellt. Statt dessen lassen sie sich regieren und verwalten von lauter alten Schlappschwänzen. Das nennt sich zwar „Leistungsgesellschaft“, ist aber keine. Ginge es nach „Leistung“, wären nicht nur die Sportler mit 35, sondern ein bißchen später *alle* alten Leute – und „alt“ fängt dann früh an, sagen wir bei 40 – von der Bühne verschwunden. Hochschullehrer wäre man von etwa 35 bis 45, danach wäre der Löffel abzugeben. Unsere Gesellschaft macht statt dessen Front gegen ihre Kinder und läßt diese nicht auf die Bühne. Einen Nazi hätte das sehr betrübt.

In den Bussen der Stadtwerke Münster findet fast täglich derselbe Kampf statt: Rentner gegen Kinderwagen. Inzwischen kenne ich sämtliche lauten Argumente. Ich bin immer bei derselben Partei: bei den Kinderwagen. Da schlägt meine NS-Sozialisation durch.

Bewußt primitiv, dafür aber scharf und wiedererkennbar auf den Begriff gebracht, habe ich damit drei wichtige Symptome einer NS-Sozialisation herausgehoben (in der Meinung, hier überprivate Sachverhalte wiederzufinden): Sinnerfülltsein des „allgemeinen“ (ideologisch aufgeheizten) Daseins, Wertlosigkeit von eigenem und fremdem Leben, Verachtung von eigenem und anderem Alter. Das erste Symptom ist verschwunden; die beiden anderen sind verwandelt, aber noch erkennbar.

Gerade diese Erfahrung vom eigenen Anderswerden in der Geschichte (vor '45, nach '45, gestern und heute) hat mich Dilthey verstehen lassen. Daß Menschen „historisch“ seien und ebenso ihre Normen und ihre Einrichtungen, ist mir immer das Allerselbstverständlichste gewesen.

8. Zum Schluß ein Motiv, das etwas außerhalb des Themas und zwangsweise komplizierter liegt. Bei der Lektüre von Autobiographien der Leute, die die NS-Zeit als Kinder oder Jugendliche erfuhren, taucht auffallend oft ein Motiv auf, das ich nennen möchte: Schlechtes Gewissen gegenüber Proleten.

Es ist schwer zu sagen, ob der heute schreibende Intellektuelle seine heutige Arbeiterklassenverklärung hineinsieht in die damaligen Zustände und Ereignisse, seinen Neidvermeidungskomplex also sozusagen nach rückwärts verschiebt ins Wachsfikurenkabinett, ein traurig Lied zur Klassenklampfe, oder ob darin historische Erfahrungen, Brüche, Widersprüche des Nationalsozialismus aufbewahrt sind. Beide Thesen sind nicht sofort von der Hand zu weisen. Ich kann mir nicht vorstellen, daß dies Motiv in anderen europäischen Autobiographien dieselbe auffällige Rolle spielt. Das Motiv muß, so oder so, etwas zu tun haben mit der Volksgemeinschaftsideologie des Nationalsozialismus.

Entweder hält man sich an die simple These und sagt: Der Nationalsozialismus predigte zwar Volksgemeinschaft, beließ aber Macht und Privilegien innerhalb einer elitären Schicht. Da es heute nicht anders ist, kann der Schreiber seine Kritik an heute als Kritik an damals verkleiden. Die andere These, der ich zuneige, ist ein bißchen komplizierter; sie hieße: Der Nationalsozialismus predigte nicht nur Volksgemeinschaft, sondern verteilte auch Macht und Privilegien außerhalb der früher führenden Schicht weit und breit in der Bevölkerung. Viele Leute hatten etwas zu sagen – natürlich nur das, was von oben kam: Jungenschaftsführer, Jungzugführer, Fähnleinführer, Blockwarte, Ortsgruppenleiter, Luftschutzwarte – jeder durfte kommandieren, anordnen, Weisungen geben, bestimmen, war aber natürlich auch weisungsunterworfen. Es wurde viel herumkommandiert, weit mehr als hier und heute. All die Kokarden und Schnüre, Winkel und Sterne, das ganze Lametta ist den Leuten heute wieder weggenommen worden.

Will man mit dieser These („früher durften viel mehr Leute kommandieren als heute“) zurechtkommen, muß man allerdings „Demokratie“ anders definieren, als es ein Gymnasiast normalerweise lernt. „Demokratie“ darf nicht etwa „Volksherrschaft“ heißen. „Demokratie“ kann dann nicht heißen, daß du oder ich etwas bestimmen oder mitbestimmen können, daß du oder ich „kommandieren“ können. „Demokratie“ müßte dann (wie übrigens auch das Bundesverfassungsgericht gesagt hat) bedeuten, daß es innerhalb einer

staatlich verfaßten Gesellschaft Opposition gibt, daß es *verschiedene* Konfessionen, Parteien, Verbände, Organisationen gibt und ich und du innerhalb solcher bereits organisierten Meinungen und Interessen gegen andere organisierte Meinungen und Interessen arbeiten können<sup>10</sup>. Wenn man „demokratisch“ nicht so durch „Möglichkeit von Opposition“ definiert, sondern durch Bestimmenkönnen einzelner Individuen, kommt man zu dem paradoxen Resultat, daß das Dritte Reich demokratischer war als die Bundesrepublik – es hatten weit mehr Leute etwas zu sagen. Das war Volksherrschaft – aber selbstverständlich keine Demokratie, sondern ihr Gegenteil. Daß es nennenswerte Opposition in der Bevölkerung gegeben habe, ist ein linkes Lieblingsmärchen. Es gab viele opponierende Märtyrer, aber keine Opposition.

Auf heute gewendet: Unsere Bundesrepublik wird nicht dann und dadurch totalitär oder faschistisch oder antidemokratisch, daß der Einzelne plattgewalzt wird, sondern in dem Maße, wie Parteien (und andere organisierte Meinungen und Interessen) nicht mehr Oppositionen zueinander sind.

#### Literatur

- ADOLPHS, L.: A. S. Makarenko. Erzieher im Dienste der Revolution. Versuch einer Interpretation. Bad Godesberg 1962.
- BECK, J./BOEHNCKE, H./HEINZ, W./VINNAI, G. (Hrsg.): Terror und Hoffnung in Deutschland. Leben im Faschismus. Reinbek 1980.
- BULLETIN, hrsg. vom Presse- und Informationsamt der Bundesregierung. Bonn.
- DEUTSCHLAND-BERICHT DER SPD 1934–1940, neu hrsg. von KLAUS BEHNKEN. Salzhausen 1980.
- HENNINGSEN, J.: Autobiographie und Erziehungswissenschaft. Fünf Studien (neue pädagogische bemühungen 87). Essen 1981.
- HENNINGSEN, J.: Bildsamkeit, Sprache und Nationalsozialismus. (neue pädagogische bemühungen 7). Essen 1963.
- HENNINGSEN, J.: Kaiser und Papst. In: Westermanns pädagogische Beiträge 27 (1975), S. 522.
- KOGON, E.: Der SS-Staat. Das System der deutschen Konzentrationslager (1946). Gütersloh 1974.
- MAKARENKO, A. S.: Ein pädagogisches Poem. Der Weg ins Leben. Band 1 der gesammelten Werke. Berlin 1959.
- SCHENDA, R.: Autobiographien erzählen Geschichten. In: Zeitschrift für Volkskunde 77 (1981), S. 67–87.
- SEBAG, L.: Marxismus und Strukturalismus. Frankfurt 1970.
- SPRACHFORUM. Zeitschrift für angewandte Sprachwissenschaft 1 (1955/56), S. 173 und 2 (1956/57), S. 146–147.
- TORMIN, W.: Geschichte der deutschen Parteien seit 1848. Stuttgart usw. 1967.
- TUCHOLSKY, K.: Ausgewählte Briefe. 1913–1935. Reinbek 1962.
- TUCHOLSKY, K.: Aus dem Ärmel geschüttelt. (1921). Gesammelte Werke Bd. 3, Reinbek 1975.
- TUCHOLSKY, K.: Die Q-Tagebücher. 1934–1935. Reinbek 1978.

#### Literaturliste: Kindheit und Jugend in der NS-Zeit (Autobiographien)

- BOLL, H.: Was soll aus dem Jungen bloß werden? Oder: Irgendwas mit Büchern. In: Die Zeit. Nr. 36 (28.8.1981), S. 9–14.
- BORKOWSKI, D.: Wer weiß, ob wir uns wiedersehen. Erinnerungen an eine Berliner Jugend. Frankfurt/M. 1980.

<sup>10</sup> Nach dem Urteil zum SRP-Verbot (23. 10. 1952), in dem erstmals die „freiheitliche demokratische Grundordnung“ definiert wird. – Zum Thema „Opposition“ vgl. meine Glosse „Kaiser und Papst“ 1975, S. 522.

- BRÜCKNER, P.: Das Abseits als sicherer Ort. Kindheit und Jugend zwischen 1933 und 1945. (Wagenbachs Taschenbücherei 66) Berlin 1980.
- DOBLER, H.: Kein Alibi. Ein deutscher Roman 1919–1945. Berlin/Frankfurt/M./Wien 1980.
- Das Tagebuch der Anne Frank: 12. Juni 1942 – 1. August 1944. Mit einem Vorwort von ALBRECHT GOES. (Fischer Bücherei 77) Frankfurt/Hamburg 1955.
- GRANZOW, K.: Tagebuch eines Hitlerjungen 1943–1945. Bremen 1965.
- GROTE, CH.: Für Kinder die Hälfte. Ein Bericht. Frankfurt 1963.
- GRÜN, M. v. D.: Wie war das eigentlich? Kindheit und Jugend im Dritten Reich. Mit einer Dokumentation im Text von CHRISTEL SCHÜTZ und einem Nachwort von MALTE DAHRENDORF. (Sammlung Luchterhand 345) Darmstadt/Neuwied 1979.
- HEINISCH, E.: Der Hirseberg. Roman. Düsseldorf 1980.
- KEMPOWSKI, E.: Tadellöser & Wolff. Ein bürgerlicher Roman. (dtv 1043) München 1975.
- KRÜGER, H.: Das zerbrochene Haus. Eine Jugend in Deutschland. (dtv 511) München 1968.
- MASCHMANN, M.: Fazit. Kein Rechtfertigungsversuch. Mit einem Vorwort von IDA FRIEDERIKE GÖRRES. Stuttgart 1963.
- OKER, E.: ... und ich der Fahnenträger. Eine wahre Satire. München 1980.
- STOLZE, S.: Innenansicht. Eine bürgerliche Kindheit 1938–1945. Mit einem Vorwort von SEBASTIAN HAFFNER. (suhrkamp tb 721) Frankfurt 1981.
- TEMPEL, G.: Deutschland? Aber wo liegt es? Wiederbegegnungen mit einem Vaterland. (rororo-aktuell 483) Reinbek 1962.
- WAGNER, G.: Die Fahne ist mehr als der Tod. Roman einer Generation. Hamburg 1958.
- ZIEM, J.: Der Junge. Eine Entwicklung in sieben Bildern. München 1980.

*Anschrift des Autors:*

Prof. Dr. Jürgen Henningsen, Breslauerstr. 31, 4400 Münster